

Lust und Ekel: vom Reiz einer Grenzüberschreitung

Meitzler, Matthias

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Meitzler, M. (2011). Lust und Ekel: vom Reiz einer Grenzüberschreitung. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 35(1), 31-49. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-393049>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Matthias Meitzler

Lust und Ekel

Vom Reiz einer Grenzüberschreitung

Zwar ist die unlustvolle Konnotation des Ekels schwer von der Hand zu weisen, weshalb er aus guten Gründen als potenziell vermeidenswerte Emotion gilt, doch lässt sich diese Zuschreibung keineswegs generalisieren. In bestimmten Kontexten liegen Lust und Ekel näher beieinander, als zunächst anzunehmen ist. Manch schauderhafte, obszöne, tabuisierte Darstellung – sei dies auf der Theaterbühne, in der Tageszeitung, auf dem TV- oder Computerbildschirm – löst Neugier und Schaulust bei ihren Rezipienten aus und erfreut sich einer gewissen Beliebtheit. Die lustvollen Dimensionen des Ekels sind auch und gerade im Bereich des Sexuellen nachzuweisen, wobei der Grat zwischen Erregungsmaximierung und Unlustgenerierung oft sehr schmal ist. Darum stößt die Artikulation von ekelkonnotierten Sexualinteressen nicht selten auf Schamschwellen – die aber beispielsweise innerhalb der SM-Prostitution herabgesetzt werden können.

Schlüsselbegriffe: Ekel, Lust/Unlust, Sexualität, Prostitution, Sadomasochismus

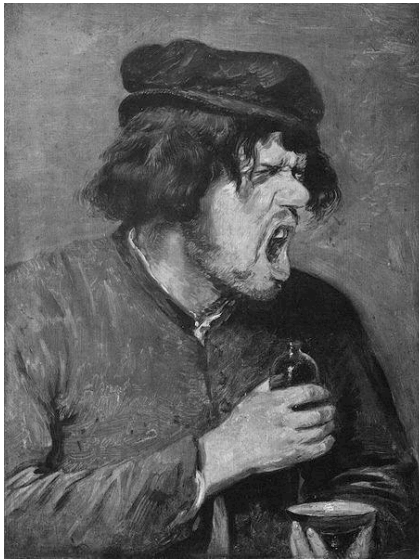
*Es ist eine allgemeine Erscheinung der Natur,
dass uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte
selbst mit unwiderstehlichem Zauber an sich lockt,
dass wir uns von Auftritten des Jammers, des Entsetzens
mit gleichen Kräften weggestoßen und wieder angezogen fühlen.*

Friedrich Schiller

Die (Un-)Lust des Ekels

Auf den ersten Blick tritt der Ekel, ähnlich dem Schmerz (vgl. Meitzler, 2010), als ein *Feind der Lust* in Erscheinung. Es handelt sich hierbei um eine zwar äußerst menschliche, aber doch immerhin potenziell vermeidenswerte Empfindung; um »einen sozialen Mechanismus, der [...] sich den primitiven Brech- und Würgereflex zunutze macht, um die vorrational erworbene, soziale Basisidentität zu schützen« (Penning, 1984, S. 2). Wer vom Ekel »überfallen« wird – schon alleine diese Vokabel verrät seine meist unangenehme, mitunter plötzliche Penetranz –, »verrät« dies

durch bestimmte leibliche Abwehrsymptome (Schweißausbrüche, Übelkeit, Brechreiz, manchmal sogar Ohnmacht) oder schlicht durch seine *Körpersprache*. Auch wenn er als sozialisationsbedingte Emotion gilt und das, was ihn erregt, darum interkulturell variieren kann, ist das vom Ekel gezeichnete, verzogene Gesicht ein universeller, kulturübergreifender Ausdruck, der keiner weiterführenden verbalen Erklärung bedarf (vgl. Darwin, 1966).



Adriaen Brouwer (ca. 1605–1638), *Der bittere Trank*, ca. 1630, 47 × 35 cm, Städelsches Kunstinstitut Frankfurt am Main.

Dennoch stellt Ekel einen für das Überleben der menschlichen Gattung bedeutenden Schutzmechanismus dar – ermöglicht er doch eine kategorisierende Unterscheidung zwischen Reinheit und Schmutz, Genießbarem und Ungenießbarem. Man könnte ihn als einen Reflex begreifen, der eine ausführliche, (zu) lang andauernde Reflexion (etwa darüber, ob nun ein bestimmter Nahrungsstoff genießbar ist oder nicht) unnötig werden lässt. Julia Kristeva (vgl. 1982) zufolge erhält der Ekel seine wichtige Funktion

vor allem dadurch, dass er eine Differenzierung zwischen dem eigenen *Ich* und dem *Anderen*, dem ›Nicht-Dazugehörigen‹ ermöglicht.

»Das elementare Muster des Ekels ist die Erfahrung einer Nähe, die nicht gewollt wird« (Menninghaus, 1999, S. 7). Der vom Ekel Betroffene dürfte in der Regel darauf bedacht sein, seinen Verursacher aus dem nahen Umfeld zu verbannen oder sich selbst zurückzuziehen.¹ Wer sich nicht so verhält, wer dem Ekel also trotzt und nach außen wenig Betroffenheit vermittelt, wer also – etwas zugespitzt gedacht – selbst beim Verzehr von Regenwürmern, der Berührung mit Hundekot oder dem Durchwühlen der Biotonne sprichwörtlich ›keine Miene verzieht‹, nicht ›mit der Wimper zuckt‹, vielleicht noch obendrein dabei lächelt und heitere Späße macht, wirkt auf andere eher untypisch, seltsam und skurril.

Trotz der Unlustkonnotation, die sich der Ekel mit dem Schmerz teilt, besteht ein wesentliches Unterscheidungskriterium in der sozialen Bewertung ihres *Aushalten-Könnens*. Im Gegensatz zur ›Ekeltoleranz‹ ist das Ertragen von Schmerz in unserer Gesellschaft nämlich sehr häufig mit Heldentum verbunden (vgl. Meitzler, 2010, S. 286). Auch wenn das Durchstehen und Auf-sich-Nehmen von Ekelsituationen eher dem männlichen und nicht dem weiblichen Geschlecht zugeschrieben wird (und es bei Männern wohl noch eher toleriert, vielleicht sogar erwartet wird), zählt Ekelresistenz nicht zu den lobenswerten, gesellschaftlich angestrebten Idealen, sondern kann – im Gegenteil – sogar zu einer negativen *Stigmatisierung* führen. Denn oftmals gilt: Wer Ekelhaftes tut, ›ist‹ ekelhaft. Wer allerdings gegenüber Ekel einen gewissen Widerwillen an den Tag legt und diesen im sozialen Nahraum offenkundig zu erkennen gibt, stellt, so ließe sich schlussfolgern, damit seine ›Normalität‹ unter Beweis. Einer voreiligen Pauschalisierung ist dennoch Vorsicht geboten. Müllmänner, Kanalarbeiter oder Toilettenreinigungskräfte genießen in weiten Teilen der Gesellschaft nur ein niedriges Prestige und dies mutmaßlich aufgrund der damit assoziierten Begegnungen mit Schmutz und Gestank – im Gegensatz beispielsweise zum Mediziner, der nicht selten mit toten bzw. sterbenden Körpern oder (selbst schon bei kleineren ›Routineeingriffen‹) mit Blut konfrontiert ist, welches bekanntlich nicht jeder ›sehen‹, d. h. *aushalten* kann.

Zwar scheint es im Groben einen Konsens darüber zu geben, was als eklig im Sinne von abstoßend, unappetitlich, grässlich, schockierend, widerlich, grauenhaft, scheußlich empfunden wird und was nicht – das Resultat einer kulturspezifischen Sozialisation. Trotzdem ist diese Zuschreibung nicht von einem Subjekt zum nächsten und von einem Kontext zum anderen konstant. Nicht immer ist Ekel dafür verantwortlich, dass Genuss verhindert oder zunichte gemacht wird; in bestimmten Fällen ist er es sogar *selbst*, den manche Akteure lustvoll genießen. Dass Ekel nicht nur eine schockierende, abstoßende, sondern eben auch eine Neugier erzeugende, reizvolle Facette in sich trägt und sich damit gewissermaßen in eine »Ökonomie der Lust« (Menninghaus, 2002, S. 56) integrieren lässt, lässt sich auf den zweiten Blick nicht bestreiten. Kann also in diesem Sinne analog zur *Schmerzlust* (wie das Phänomen Sadomasochismus, genauer: *Algophilie* eindrucksvoll belegt; vgl. Hitzler, 1994) und zur *Angstlust* (als Motiv für die Überwindung zu Bungee- und Fallschirmsprüngen, Achterbahn- oder Geisterbahnfahrten; vgl. Balint, 1972) von so etwas wie einer *Ekellust* gesprochen werden? Wie nah Lust und Ekel ohnehin beieinander liegen und dass sie – gleich in welcher Reihenfolge – mitunter recht schnell ineinander übergehen können, wird an so manchem ›tragischen‹ Ende von exzessiven Lebensmittelgenüssen deutlich; dann nämlich, wenn sich der Körper, sei es etwa beim hastigen Verschlingen bestimmter Mahlzeiten oder aber beim übermäßigen Alkoholkonsum, zur Wehr setzt und mit entsprechenden Übelkeitssymptomen reagiert. Das vor wenigen Momenten noch so begehrte Gut, der saftige Braten oder das erfrischende Bier, kann auf einmal nicht weit genug entfernt sein.

Der erste Zug an einer Zigarette oder die ersten Schlücke aus der Bierflasche werden in der Regel nicht als lustvoll erlebt und alles andere als genossen.² Vielmehr erlangen sie diesen Status erst nach einer gewissen Zeit der *Gewöhnung*, was zeigt, dass Ekel gegenüber einem bestimmten Produkt nicht zwangsläufig ein lebenslanger Zustand sein muss. Manchmal ist es *ein und dasselbe* Objekt, das von einigen Menschen genossen, von anderen hingegen verabscheut wird. Gerade die *Verderblichkeit* von Nahrungsmitteln zeigt an, dass Konsumgüter, die gestern

noch Genuss versprochen haben, morgen schon Quellen ekelhafter Empfindungen sein können. Mit dem Wandel ihres Zustandes wandelt sich auch die Bewertung – und zwar vom einen Extrem der Skala hin zum anderen. Andererseits gibt es Produkte, die schon in ihrer explizit *genießbaren* Form für manche Menschen nicht unproblematisch sind: Bestimmte Nahrungsmittel, deren Nennung, Anblick oder Geruch möglicherweise schon genügen würde, um besagte Abwehrreaktionen hervorzurufen (z. B. Schnecken, Austern, Froschschenkel, Heuschrecken oder verschiedene Sorten von Schimmelkäse), gelten wiederum unter ›Feinschmeckern‹ als genussvolle Delikatesse und scheinen eines verhältnismäßig hohen finanziellen Aufwandes lohnend zu sein.

Doch auch abseits des Nahrungskontextes lässt sich eine gewisse Nähe von Genuss, genauer: von *Lust* und Ekel erkennen. So ist manches, was Ekel erregt,

doch, mit wechselndem Gewicht, wiederkehrender Bestandteil von Kunst und Literatur, schon in der Antike und erst Recht im Umkreis der Moderne. [...] Und da generell kein Zwang besteht, sich künstlerische und literarische Darstellungen des Ekelhaften bieten zu lassen, diese aber dennoch angeschaut und gelesen werden, ist es keine Frage, *daß* es eine Lust am Ekelhaften gibt, sehr wohl jedoch eine Frage, *worin* diese Lust besteht (Anz, 2003, S. 149f.).

Beispiele liefern Künstler wie Piero Manzoni, der Blechdosen (angeblich) mit seinem eigenen Kot befüllte und als Kunstobjekte verkaufte, Damien Hirst, der unter anderem für seine Ausstellungen von Tierkadavern bekannt ist, oder das ›Orgien-Mysterien-Theater‹ von Herman Nitsch. Folgt man Menninghaus (2002, S. 53), so hat die Kunst »die volle ›Perversionsfreiheit‹«, denn sie »allein erlaubt einen spielerischen, zugleich lustvollen und nicht sanktionsbedrohten Umgang mit dem dunklen Kontinent des Verworfenen und Verdrängten.« So schockierend sie zunächst auch anmuten, solche Darstellungen erwecken offenkundig Interesse bei einem geneigten Publikum, das sich aus sicherer Distanz seiner Lust am Tabuisierten, Obszönen, Schauerhaften hingeben kann (vgl. Freud,

1970). Entsprechende Aufführungen werden nicht trotzdem, sondern gerade *deswegen* besucht.

Nicht zuletzt im hochtechnisierten Medienzeitalter, wo es mittels Tageszeitung, TV und insbesondere Internet möglich wird, visuelle Produkte aller Art zu jedem beliebigen Zeitpunkt zu rezipieren, erfreut sich das *visuell Ekelhafte* einer gewissen Aufmerksamkeit, ja einer Neugier und *Schaulust*. Es dürfte kein Zufall sein, dass diverse ›Splatterfilme‹³, sei dies im Kino oder im heimischen Wohnzimmer, und spezifische Videospiele, bei denen unter anderem computeranimierte Köpfe explodieren, über engagierte Anhängerschaften verfügen, die diese Produkte kaufen und sich von ihnen mit Freude unterhalten lassen. Ähnliches gilt für häufig angeklickte Bilder und Videos so genannter ›Schockerseiten‹ im Internet, auf denen z. B. tote, sterbende, stark verwundete, entstellte Menschen zu sehen sind⁴ – oder Personen, die auf unterschiedlichen Wegen hingerichtet werden oder ihre eigenen Fäkalien (bzw. die eines anderen) verspeisen. Für die Echtheit der Darstellungen wird gebürgt, wenngleich der Authentizitätsgrad oftmals zweifelhaft ist. Indes: Solche Abbildungen müssen noch nicht einmal echt sein, um Aufsehen zu erregen, denn Ekel gründet zum großen Teil auf der *Vorstellung*, dass das Ekelerregende als *Stimulus* real sei. Dies erinnert an das berühmte Theorem von William I. Thomas, wonach Situationen in ihren Konsequenzen wirklich sind, sofern sie von Menschen als wirklich definiert werden (vgl. Merton, 1995). Nicht die gezeigten Objekte bzw. Handlungen *sind* ekelhaft, sondern die Assoziationen, die man ihnen gegenüber hegt. Die Unklarheit, ob das Gebotene auch ›faktisch‹ stimmt, ist mithin der Reiz, der hinter solchen Webseiten steht.

Die Rezipienten der beschriebenen Internetvideos haben die Möglichkeit, der Konfrontation mit dem Ekel jederzeit zu entgehen; der ›Notausgang‹ ist in der Regel nur einen Klick entfernt. Es greift ein ›Gefühl der Sicherheit oder der Erleichterung, nicht real davon tangiert zu sein‹ (Anz, 2003, S. 157). Das gilt prinzipiell für jede Verknüpfung von Unlust und Lust, die als öffentliche Darbietung goutierbar ist: Das Publikum selbst kann entscheiden, wie sehr es als ›Augenzeuge‹ am Geschehen beobachtend partizipieren möchte. Hierdurch wird ihm eine gewisse

Form von Macht suggeriert, weil es gegenüber denen, die vor der Kamera oder auf der Bühne stehen, die Wahl hat, zu gehen oder zu bleiben. Auch der Zuschauer vollzieht also eine gewisse Form der Grenzüberschreitung, jedoch geht es ihm wohl primär um eine Art *lustvolles Ekeln*, das im Alltag nicht ausgelebt werden kann. Gleichzeitig kann er sich mit den Betroffenen, die auf Internetseiten oder in Spielshows mit Ekelsituationen konfrontiert sind, (und deren Versuch, sich zu bewähren, er betrachtet) in gewisser Weise identifizieren: Wie würde man wohl selbst reagieren? Würde man die Prüfung auf sich nehmen? Und wie hoch müsste die Entlohnung dafür sein?

Ekelhafte Sexualität – sexualisierter Ekel

Die lustvollen Dimensionen des Ekels beziehen sich nicht zuletzt auch auf die *erotische Lust*. Das mutet zunächst merkwürdig an, scheint doch gerade in der sexuellen Intimkommunikation alles potenziell Ekel Erregende wie z. B. penetrante Körpergerüche, bestimmte Körperaussonderungen, ›unerwünschte‹ Behaarung oder als ›unästhetisch‹ empfundene Körperproportionen den angestrebten Handlungserfolg (nämlich: den Lustgewinn) zu gefährden. Als prominente ›Liebestöter‹ haben die genannten Beispiele längst Einzug in das Alltagswissen erhalten und werden durchaus als ›Ekelfaktoren‹ gewertet.

Sexualität kann nicht frei von normativen Mustern gedacht werden, die je nach Zeit, Kultur und Kontext variieren. Was abseits davon als erwartungsfremd erscheint, wird als ›no-go‹ gekennzeichnet. Häufig beziehen sich sexuelle Tabus auf Praktiken, die von mindestens einem der Beteiligten als ekelhaft im Sinne von ›unlustvoll‹ und völlig deplaziert empfunden werden. Geht man beispielsweise von einer *Paarbeziehung* aus, so gibt es auch hier, trotz eines relativ hohen Maßes an Vertrautheit, Geborgenheit und geteilter leiblicher Intimität, bestimmte ›Vermeidungsgebote‹, deren Einhaltung die wechselseitige Definition der Situation sichern. Ein Beispiel ist das (wenn auch vermutlich nicht in jeder Partnerschaft gültige) Tabu des gemeinsamen Toilettengangs oder zumindest der Mitbewesenheit auf dem ›stillen Örtchen‹ – obwohl bei diesem Vorgang

doch die gleichen Körperregionen ›beansprucht‹ werden wie beim sexuellen Akt. Ihnen wird hier aber eine ganz andere, *desexualisierte* und potenziell *ekelkonnotierte* Funktion zugeschrieben.

Die Empfindung von Ekel beim Geschlechtsverkehr ist ein zentraler Hemmmechanismus – und nicht nur *währenddessen*. Schließlich ist mitunter auch der Ekel dafür verantwortlich, dass (gemessen an der Gesamtpopulation) nur eine verhältnismäßig geringe Menschengruppe als ›sexuell ansprechend‹ erscheint und für eine potenzielle Intimsituation in Frage kommt. Menschen, die als *hässlich* gelten, werden mit dieser Qualifikation schon recht nahe an den Ekel gerückt (vgl. Eco, 2010). Selbst gleichgeschlechtlicher Verkehr wird von nicht wenigen Personen als ekelhaft empfunden – es reicht zumeist schon das Zusehen oder gar die reine *Vorstellung* aus (und es lässt sich im Umkehrschluss mutmaßen, dass in manchen Fällen genau dasselbe für *Heterosexualität* gilt, wenn die Bewertung durch Menschen vorgenommen wird, die homosexuell leben). Bei der Ekelempfindung ist nicht allein die konkrete sexuelle Handlung entscheidend, sondern vor allem, mit *wem* man diese gemeinsam ausführt: Was in der einen Konstellation zum lustvollen Erlebnis wird, wäre in der anderen Zusammenstellung (schon bei dem bloßen Gedanken) ein *Unlustgenerator*.

Im Bereich des Sexuellen liegen zahlreiche kulturell geprägte Vorstellungen vor, die diktieren, in welchen (auch gedanklichen) Situationen der »gesellschaftliche Jedermann« (Berger & Luckmann, 1992, S. 31) Ekel empfinden *soll*. Wer von diesen Vorgaben abweicht und diese Situationen bzw. Umstände explizit *nicht* meidet, sondern sie anstrebt, um aus und mit ihnen Lust zu erzeugen – wer also genau das *Gegenteil* des dominierenden Diskurses performativ umsetzen möchte, muss damit rechnen, als deviant, ja womöglich als ›pervers‹ stigmatisiert und pathologisiert zu werden. Der Gipfel der *kulturspezifischen* Ekelkontexte im erotischen Rahmen ist klassischerweise das *Inzesttabu* (vgl. Lévi-Strauss, 1993): Lustvolle Begegnungen mit Personen, die als sexuell anziehend deklariert werden, werden zum Alptrauumszenario, wenn man sich dieselben körperlichen *Handlungen* mit Mitgliedern des engsten Familienkreises vorstellt. Wer aus genau dieser Grenzüberschreitung Lustempfin-

den zieht, setzt das ›Diktat des Ekels‹ mit der Lustdirektive gleich – und stellt sich damit gesellschaftlich ins Abseits.

Jedoch sind nicht alle sozialen Tabus generell mit Ekel gleichzusetzen, erst recht nicht jene Konventionen, die im Bereich der sexuellen Lust vorherrschen. Hier kann (und mitunter: *soll*) das Einlassen auf das Verbotene, Verpönte, ›Abweichende‹ durchaus zu einer (mehr oder minder sogar sozial legitimierten) Quelle der Erregung werden. Ekel und sexuelle Lust schließen sich also nicht zwangsläufig aus, wie schon Sigmund Freud wusste, sondern sind sogar ineinander verschlungen: »Libido und Ekel«, schreibt Freud (1999, S. 304) an Wilhelm Fließ, »hängen [...] assoziativ aneinander.«

Das Überschreiten von Ekelgrenzen kann fraglos den viel beschworenen ›Reiz am Verbotenen‹ auslösen:

Ungewöhnliche, ›schmutzige‹ oder tabuisierte sexuelle Phantasien oder Praktiken sind die Lava, die in die Adern gegossen werden muss, soll die Erregung immer wieder entflammen. [...] Ungewöhnlich oder tabuisiert müssen die Fantasien sein, weil jede Routine die Affekte drosselt. ›Schmutzig‹ müssen die Fantasien sein, weil Reinheit, Sauberkeit, Gewissenhaftigkeit und Rationalität die Gifte sind, die jede Erotik vertreiben (Sigusch, 2005, S. 80).

Fraglich ist allein, ob eine bestimmte Handlung oder zumindest ihr Anblick als lustvoll erlebt wird, *weil* sie gleichermaßen Ekel hervorruft (und im außererotischen Kontext abstoßen würde), oder ob der Ekel durch die aufkommenden überwältigenden Lustgefühle schlicht zurückgedrängt wird. Ist das, was dabei gefühlt und ausagiert wird, dann überhaupt noch Ekel im strengen Sinne? Versteht man Ekel als eine *per se* lustaverse Erfahrung, so dürfte dies nicht zutreffen. Findet demnach so etwas wie eine (unbewusste) ›Umdefinition‹ des Ekelhaften statt?

Die Frage, was nun innerhalb eines sexuellen Settings als ekelhaft gilt und was nicht, lässt sich nicht klar bestimmen: Was der eine abstoßend und widerlich findet, geht für den anderen als luststeigernde Spielart durch. Manche Praktiken (etwa anale Penetration) galten lange Zeit als ablehnenswert, mithin: ekelhaft (wenn nicht sogar als ›gesundheitsge-

fährdend«), während sie heute als Variante des Liebesspiels etabliert sind. Ein anderes Beispiel: »Die Verwendung des Mundes als Sexualorgan gilt als Perversion«, ist noch 1905 in Freuds *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (2007, S. 54) zu lesen. Hundert Jahre später sind orale Praktiken (obschon nicht von jedem vollzogen, da diese zuweilen noch als *ekelhaft* empfunden werden) durchaus erwartbare, jedenfalls nicht länger *abweichende* Bestandteile des sexuellen Austauschs. Der soziale Wandel ist in diesem Zusammenhang nicht nur auf konkrete Handlungen zu beziehen, sondern auch auf sich verändernde Einstellungen hinsichtlich bestimmter *Körpermoden*. Während etwa eine zunehmende Toleranz gegenüber Tätowierungen oder (Intim-)Piercings beobachtet werden kann, scheint das Tragen von Schambehaarung in den letzten Jahren »aus der Mode gekommen« zu sein – und ruft *in der Folge* bei nicht wenigen Sexualakteuren Abneigung hervor.

Wie sehr tabuisierte bzw. als ekelhaft konnotierte Elemente bei aller Reinlichkeitsorientierung in der Moderne dennoch in die Intimkommunikation hineinragen können, *ohne* diese Situation dadurch zum abweichenden Akt zu stilisieren, wird in der umgangssprachlichen Formulierung des »schmutzigen Sex« deutlich. Dabei könnte man zunächst an eine Dichotomie von Reinheit und Unreinheit denken, bei der insbesondere die Unreinheitskomponente – als Gegenpol idealtypischer Hygienevorstellungen – den »Reiz am Verbotenen« darstellt und somit lustmaximierend wirkt. Gemeint ist tatsächlich aber vor allem eine verbale Vulgärerotik, die das »Schmutzige« als Kommunikationselement aufweist; diese Form der *Umschreibung* sexuellen Handelns macht es möglich, sowohl traditionelle wie auch innovative Elemente des Aktes unter sich zu subsumieren. »Schmutzig« kann folglich jeder Sex sein, den die Partizipanten so *sprachlich* bestimmen – bei all dem ist der »wahre« Schmutz (als »unbeteiligter« Unlustfaktor) nicht im Spiel. Der, wenn man so will, *tatsächliche* Ekel hält hingegen immerzu ein Irritationsmoment parat, das zunächst mit Scham oder Schock verbunden wird und bei dem die Besorgnis der negativen Sanktionierung im Raum steht.

Ekel als sexuelle Dienstleistung

Von *Artikulationsbarrieren* gegenüber sexuellen Wünschen und von der (nach wie vor virulenten) sozialen Ächtung devianter Sexualinteressen profitiert und lebt die *Prostitution*. Während einer Feldforschung im Frankfurter Bahnhofsviertel in den Jahren 2008-2010 (vgl. Benkel, 2010) ergaben sich zahlreiche Gelegenheiten, in so genannten ›Laufhäusern‹⁵ Gespräche mit den dort befindlichen Sexarbeiterinnen über typische, aber auch untypische Kundenwünsche zu führen und Einblicke in ihren Arbeitsalltag zu bekommen. Abgesehen vom ortsüblichen ›Standardangebot‹, das aus Oral- und Vaginalverkehr besteht und für das gegenwärtig ein Preis von circa 25-30 Euro zu zahlen ist, sind auch abweichende Praktiken ›konsumierbar‹. Das Spektrum ›ausgefallener‹ Leistungen ist weit; nicht selten zählen Elemente dazu, die im Alltagsleben recht eindeutig als ekelhaft klassifiziert werden. Solche Wünsche müssen vom Kunden selbst vorgetragen werden, sie sind nicht Teil des offen ausdiskutierten Standardkanons sexueller Angebote.

Damit steht immer auch das Risiko der Ablehnung im Raum, denn nicht jedes Anliegen wird von jeder der anwesenden Frauen erfüllt und exotischen Wünschen in der Regel nur gegen einen Aufpreis nachgegangen. Diese *geldgesteuerte Intimkommunikation* (Ahlemeyer, 2002) bietet dem Freier den Vorzug, dass die Sexualkontakte unverbindlich bleiben und konsequenzarm sind, d. h. er hat nicht damit zu rechnen, einen ausgefallenen Wunsch legitimieren zu müssen. Der anonyme Kunde wird über den Akt hinaus – außerhalb des prostitutiven Milieus – keinen weiteren Kontakt mit der ›Sexarbeiterin‹ haben, er muss folglich auch kein *milieufernes* Selbstbild wahren, und nicht zuletzt deshalb dürfte die Schamschwelle hinsichtlich des Vortragens von ekelkonnotierten Interessen hier (im Gegensatz zum privaten Schlafzimmer, wo Irritationen zu stärkeren Konsequenzen führen) um ein Vielfaches geringer sein.

Auf Sexualinteressen ›besonderer Art‹ hat sich die *Domina* spezialisiert. Zwar umfasst diese Bezeichnung »im weiteren Sinne jede dominante, [...] aktiv agierende, die S[adistische]-Rolle einnehmende Frau« (Elb, 2006, S. 299), doch wird der Begriff *de facto* hauptsächlich im Kontext

bezahlter SM-Praktiken verwendet. Es geht also, kurz gesagt, um Sexualdienstleistungen, die im Kern aus Erniedrigungen des zahlenden Kunden und/oder aus Zufügungen von körperlichen Empfindungen besteht, welche gemeinhin nicht als *lustvoll* konnotiert sind, im sadomasochistischen Setting aber mit ›Lustsinn‹ aufgeladen werden. Dominas sind nicht nur, aber auch in Bordellbetrieben zu finden, welche ›Standardprostitution‹ offerieren, sie bedienen hier jedoch einen spezifisch devoten bzw. masochistisch orientierten Kundenkreis, der solche hierarchisierten Rollenspiele ausdrücklich sucht. Zu den für die SM-Sexualität typischen ›Atmosphären‹ gehören beispielsweise konträre Rollenpaare wie Schüler/Lehrerin, Patient/Ärztin oder Sklave/Herrin (vgl. Hitzler, 1993).

Die in einer SM-Interaktion angestrebte Situation zwischen dem freiwillig unterwürfigen, ›gedemütigtem‹ Gast und der Domina kann insbesondere durch die Zufügung von *Schmerzen* erlangt werden, etwa mittels Peitschen- oder Gertenhiebs, Nadel- oder ›Elektrobehandlungen‹. Das anvisierte Unterwürfigkeitsverhältnis lässt sich aber auch dadurch erzeugen, dass der Kunde ›zur Strafe‹ Ekel erregende Handlungen selbst ausführen oder über sich ergehen lassen ›muss‹. So berichtete beispielsweise eine Domina von einem Freier, der dafür bezahlte, die benutzten Kondome anderer Laufhauskunden austrinken zu dürfen, oder von jemandem, der sich deren Inhalt auf dem Körper verteilen ließ. Ein anderer Kunde betrat mit einer Tüte voller Erde das Zimmer, um anschließend von der Domina beschmutzt zu werden (vgl. Meitzler 2010, S. 294). Weniger die Handlung selbst generiert hier den Lustgewinn des Freiers, als vielmehr die dadurch erzeugte Demut bzw. das Durchleben eines extremen emotionalen Zustandes, der hier aber unter ›kontrollierten Bedingungen‹ stattfindet – und vor allem: mit dem Zutun der Domina, die dabei als vermeintlich *federführende* Interaktionsperson auftritt. Sowohl Schmerz als auch Ekel erhalten in der SM-Interaktion eine neue, in diesem Fall *lustbetonte* Bedeutung, während Schmerz- und Ekelerfahrungen im Alltag, also jenseits der eigenwilligen Sinnwelt des SM-Settings, auch von den Freiern abgelehnt werden.

Im Gegensatz zum Schmerz, der *asymmetrisch* verteilt ist, gilt das Überschreiten von Ekelgrenzen für Freier und Domina gleichermaßen.

Während es sich beim zahlenden Gast um ein luststeigerndes Verfahren handelt, stellt die Grenzüberschreitung auf Seiten der Prostituierten einen wesentlichen Bestandteil jener Fähigkeiten dar, die der Beruf von ihr verlangt. Die ›Berufskompetenz Ekeltoleranz‹ ist notwendig, um dem Kunden den erotischen Kick vermitteln zu können, den er sucht, und den er explizit außerhalb der sexuellen ›Norm‹ verortet. Nahezu jede Domina muss beispielsweise ›Toilettenerotik‹ praktizieren können; damit sind Praktiken rund um ›Natursekt‹ (Urin) und ›Kaviar‹ (Kot) gemeint, welche der Erniedrigung des Kunden zur ›lebenden Toilette‹ dienen. Hieran zeigt sich, dass SM-Sexualität mitunter aus der Inkorporation von Alltagsmomenten besteht, die in diesem Setting *sexualisiert* werden, es aber im gewöhnlichen sozialen Umgang nicht sind – schließlich ist die Toilette der Ort der wohl stärksten gesellschaftlichen Tabuisierung. Die Bereitschaft der Domina, sich auf ungewöhnliche, ausgefallene, partiell ekelhafte Wünsche einzulassen, hat ihren Preis: Mit durchschnittlich 50 Euro zahlen Kunden hier fast das Doppelte als beim ›Standardsex‹, der sonst im Frankfurter Bahnhofsviertel geboten wird.

Die Begegnung zwischen Domina und Freier unterliegt keinem erwartbaren Verlauf, sondern ist eine stets individuelle Situation. Dominas müssen auf ihre Improvisationsfähigkeit zurückgreifen, um das Gewünschte und das Machbare möglichst in Einklang zu bringen. Auch wenn sich durchaus routinierte Elemente in ihren täglichen Arbeitshandlungen erkennen lassen, werden sie doch permanent mit ausgefallenen, mitunter ›neuartigen‹ Wünschen konfrontiert. Ein interessantes Beispiel für eine Strategie, die die kommunikative Unsicherheit zwischen Domina und Kunde ›formal‹ überbrücken soll, stellt die abgedruckte ›Menü-Karte‹ dar. Dieses Formular, das vor der Zimmertür ausliegt und von Freiern ausgefüllt werden kann, war in den untersuchten Laufhäusern allerdings nicht Teil eines geregelten Interaktionsschemas; es handelt sich vielmehr um ein besonderes Zubehör einer bestimmten Domina. Das abgebildete Beispiel wurde von ihr zur Verfügung gestellt und zeigt anhand der Ankreuzungen die tatsächlichen Wünsche von einem ihrer Gäste.

Lady Tanja

Name des Gastes:

Terminwunsch:

Ich stelle mir Lady Tanja vor als:

<input type="checkbox"/> Dame	<input checked="" type="checkbox"/> Domina	<input type="checkbox"/> Erzieherin	<input type="checkbox"/> Gouvernante
<input checked="" type="checkbox"/> Herrin	<input type="checkbox"/> Lady	<input type="checkbox"/> Lehrerin	<input type="checkbox"/> Schwester
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Die verehrte Lady Tanja würde ich gerne sehen in:

<input type="checkbox"/> Gummi	<input type="checkbox"/> High Heels	<input type="checkbox"/> Korsett	<input type="checkbox"/> Lack
<input type="checkbox"/> Latex	<input checked="" type="checkbox"/> Leder	<input checked="" type="checkbox"/> Stiefel	<input checked="" type="checkbox"/> <i>Chaps</i>
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Die verehrte Lady Tanja benutzt mich:

<input type="checkbox"/> Extrem	<input checked="" type="checkbox"/> Medium	<input type="checkbox"/> Soft	<input type="checkbox"/> Streng
<input type="checkbox"/> Tabulos	<input type="checkbox"/> Uneingeschränkt nach ihren Wünschen		<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Meine Veranlagungen sind:

<input checked="" type="checkbox"/> Bisexuell	<input checked="" type="checkbox"/> Devot	<input type="checkbox"/> Masochist	<input type="checkbox"/> Naturveranlagt
<input type="checkbox"/> "O"	<input checked="" type="checkbox"/> Tabulos	<input type="checkbox"/> Versaut	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Der verehrten Lady Tanja stehe ich zur Verfügung als:

<input type="checkbox"/> Diener	<input type="checkbox"/> Hausklave	<input type="checkbox"/> Hund	<input checked="" type="checkbox"/> Lecksklave
<input checked="" type="checkbox"/> Lustsklave	<input type="checkbox"/> Patient	<input type="checkbox"/> Pferd	<input type="checkbox"/> Schüler
<input type="checkbox"/> Toilettensklave	<input type="checkbox"/> Willenloses Objekt	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/> Zögling
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Die verehrte Lady Tanja bitte ich um die primäre Benutzung von:

<input type="checkbox"/> Analbehandlung	<input type="checkbox"/> Analehnung	<input type="checkbox"/> Analdildos	<input type="checkbox"/> Analfastfick
<input type="checkbox"/> Analmassage	<input type="checkbox"/> Bondage	<input type="checkbox"/> Brustbehandlung	<input type="checkbox"/> Disziplin
<input type="checkbox"/> Elektrotherapie	<input type="checkbox"/> Erziehungsspiele	<input checked="" type="checkbox"/> Fesseln	<input type="checkbox"/> Fußerotik
<input type="checkbox"/> Gewichte	<input type="checkbox"/> Hodenbehandlung	<input type="checkbox"/> Katheter	<input type="checkbox"/> Keuschheitsgürtel
<input type="checkbox"/> Ordinare Beschimpfung	<input type="checkbox"/> Penisbehandlung	<input type="checkbox"/> Prostatamassage	<input type="checkbox"/> Reizwäsche
<input checked="" type="checkbox"/> Rollenspiele	<input checked="" type="checkbox"/> Selbstbefriedigung	<input type="checkbox"/> Verbalerotik	<input type="checkbox"/> Reizwäsche
<input checked="" type="checkbox"/> <i>Kuebeln</i>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Die verehrte Lady Tanja bitte ich mit den Körperausscheidungen " von " folgendes zu tun:

<input type="checkbox"/> Lady Tanja	<input type="checkbox"/> vom Gast	<input type="checkbox"/> vom Sklaven	<input type="checkbox"/> von der Sklavin
<input type="checkbox"/> Kaviar	<input type="checkbox"/> Klistier	<input type="checkbox"/> Naturekt	<input checked="" type="checkbox"/> Sperma
<input type="checkbox"/> auf Brust	<input type="checkbox"/> auf Körper	<input type="checkbox"/> auf Genitalien	<input type="checkbox"/> nicht ins Gesicht
<input type="checkbox"/> ab Quelle	<input checked="" type="checkbox"/> Schlucken (ich)	<input type="checkbox"/> Auflecken (ich)	<input type="checkbox"/>
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Sklaven / Sklavinnen der verehrten Lady Tanja können mit mir wie folgt spielen:

<input type="checkbox"/> Keine	<input type="checkbox"/> Bei Ihm / Ihr	<input type="checkbox"/> Mit Ihm / Ihr	<input type="checkbox"/> Mit und bei Mir
<input type="checkbox"/> Dildospiele	<input checked="" type="checkbox"/> Erziehungsspiele	<input type="checkbox"/> Ficken	<input type="checkbox"/> Faustfick
<input type="checkbox"/> Französisch	<input type="checkbox"/> Küssen	<input type="checkbox"/> Ringen	<input type="checkbox"/> Tittenfick
<input type="checkbox"/> Zungenanal	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Für viele Außenstehende wirkt diese Karte gewiss wie ein skurriles ›Ekelverzeichnis‹, das aber gerade *deswegen* Aufmerksamkeit auf sich zieht. Die Formulierungen geben bereits einen Eindruck von der unterwürfigen Position, in die sich der Freier absichtsvoll begibt. Diverse Fetische, Utensilien und ›Spielanweisungen‹ bilden den Handlungsrahmen, innerhalb dessen das Rollenspiel ablaufen soll.

Auch Ekelerfahrungen gehören zum Repertoire. Die Option, Alltägliches (und eben auch Ekelhaftes) im SM-Spiel umzudefinieren, wird nicht nur durch die augenscheinliche Grenzüberschreitung markiert, für die die Einbeziehung von *Körperausscheidungen* steht. Interessanterweise wird auch der *Zungenkuss*, im Privatleben eine etablierte Form der Zuneigungsbekundung, hier aufgeführt. Dahinter steht die ungeschriebene Regel, dass Prostituierte ihre Kunden nicht küssen. Im SM-Kontext wird aus dieser Schutzbestimmung, die neben anderen Gründen potenziell ebenfalls der *Ekelabwehr* dient (diesmal aus Sicht der Sexarbeiterin), plötzlich ein käufliches Zusatzangebot. Als »symbolische Kennzeichnung der nichtgeschäftlichen Intimität« (Ahlemeyer, 2002, S. 167) hat der Zungenkuss in der Prostitution nichts zu suchen, aber gerade weil er deplatziert ist (und die meisten Prostituierten es ablehnen, ihn zu ›verkaufen‹), ist er im Umfeld einer ohnehin grenzüberschreitenden ›Sexualkaufpraxis‹ ein reizvolles Element.

Gewöhnlich führen weder Dominas, noch andere Sexarbeiterinnen ihre Praktiken zum Zweck der Realisierung eigener sexueller Fantasien und Wünsche aus. In ihrem Handeln sehen sie, wie die Sozialforschung in diesem Bereich offenbart (vgl. Ahlemeyer, 2002; Grenz, 2007; Kontos, 2009), keine persönliche sexuelle Erfüllung. Das hilft mitunter, zu verstehen, weshalb ekelhaftes Agieren (jedenfalls solches, das im Alltagsverständnis als ekelhaft gilt), bruchlos auf eine sexuelle Situation angewendet werden kann: Dazu braucht es nicht, wie im idealtypischen ›Liebesakt‹, den Konsens *beider* Akteure. Der Konsens verläuft *hier* vielmehr über die Geldorientierung (vgl. Grenz, 2010). Ekelüberwindung gehört aber nicht nur zu den Berufsanforderungen der Domina, sondern – unter anderen Vorzeichen – auch zum Alltag aller anderen Prostituierten. Bei der ›Auswahl‹ potenzieller Kunden können sie häufig keine Rücksicht da-

rauf nehmen, ob diese optisch und hygienisch ansprechend wirken. Folglich wird eine Vielzahl von Männern zu Sexualpartnern, die die Prostituierte selbst – aus der Perspektive einer *autonom regulierten Sexualität* – unattraktiv, ja abstoßend findet.

Diese Überwindungsleistung der Prostituierten (ihr Transfer weg von der selbstbestimmten hin zu einer *geldbestimmten* Sexualität) wird jedoch in weiten Teilen der Gesellschaft negativ quittiert. Nicht selten wird *sie selbst* mit dem Prädikat ›ekelhaft‹ versehen, weil schon die Vorstellung, dass sie täglich mit zahlreichen fremden Männern gegen Bezahlung Geschlechtsverkehr ausübt, der im Alltag vorherrschenden Lustkonnotation der Sexualität widerspricht. Die Sexarbeiterin scheint – aus polemischer Laiensicht – kaum mehr Schamgrenzen und Ekelbarrieren zu kennen, und wohl auch deshalb steht sie, allen Liberalisierungen zum Trotz, nach wie vor am unteren Rang der sozialen Anerkennung.⁶

Die Faszination für die Verschlingung von Lust und Ekel ist auch außerhalb der Prostitution in gewisser Weise ›angekommen‹. Dafür spricht die hohe mediale Aufmerksamkeit, die der 2008 erschienene und binnen kürzester Zeit zum Bestseller avancierte Roman *Feuchtgebiete* erhielt. Dort spricht die Autorin (und eigentliche TV-Moderatorin) Charlotte Roche im fiktiven Rahmen aus, welche Grenzüberschreitungsmöglichkeiten sich ihrer Protagonistin beim Erkunden des eigenen Körpers eröffnen. In der Fiktion ist nicht der Ekel das Motiv, sondern die *Neugier*; aber das mediale Echo auf das Buch hat vor allem auf die Melange aus Sex und Abscheu abgestellt. Dabei blieb allgemein unausgesprochen, dass vieles von dem, was Roche im Binnenraum der Literatur ausschmückt und beschreibt, hinter Bordelltüren längst Realität ist.

► Anmerkungen

- 1 Auch wenn dies, wie das alltägliche ›Zu-tun-Haben‹ mit den Restprodukten des eigenen Verdauungsvorgangs zeigt, manchmal nur bedingt möglich ist.
- 2 Solche ›ersten Schritte‹ müssen indes nicht *per se* ekelhaft sein. Umgekehrt lässt der Ekel vor besagten Produkten nicht in jedem Fall nach.

- 3 Damit ist eine spezifische Form des Horrorfilms gemeint, bei der die Darstellung heftiger Gewaltszenen und deutlich ausbuchstabierten Blutvergießens im Vordergrund steht.
- 4 Ein bekanntes Beispiel für die Sammlung solcher ›Skurrilitäten‹ bietet die Webseite *www.rotten.com*. Sie firmiert unter der Selbstbeschreibung »Archive of disturbing illustration«. Nicht nur Tod und Verwundung werden hier thematisiert, sondern auch die Darstellung von (überwiegend devianten) Sexualhandlungen. Der Rezipient ist also auch mit sexueller Konnotation als *Voyeur* zu betrachten.
- 5 Hierbei handelt es sich um mehrstöckige Bordellbetriebe, in denen Prostituierte Zimmer mieten können und meist an der Türschwelle sitzend oder stehend, vorbeilaufende potenzielle Kunden becirren und zur Inanspruchnahme sexueller Dienstleistungen zu überreden versuchen – die dann an Ort und Stelle hinter der verschlossenen Tür durchgeführt werden.
- 6 Gleichwohl hat die Feldforschung gezeigt, dass es Freier gibt, welche die gesellschaftliche Ächtung der Prostituierten als ›Kick‹ verstehen, der den erotischen Reiz noch übertrifft. Folglich gibt es (stärker auf dem *Straßenstrich* als in den Laufhäusern, wo diese Nachfrage kaum bedient wird), sogar eine Klientel, die ausdrücklich drogenabhängige, körperlich angeschlagene, sehr alte und/oder sehr übergewichtige Prostituierte aufsucht, um so mit einer ›Devianz innerhalb der Devianz‹ in Berührung zu kommen.

► Literatur

Ahlemeyer, Heinrich W. (2002). *Geldgesteuerte Intimkommunikation. Zur Mikrosoziologie heterosexueller Prostitution*. Gießen: Psychosozial.

Anz, Thomas (2003). Unlust und Lust am Ekelhaften in Literatur und Kunst. In Hermes A. Kick (Hrsg.), *Ekel. Darstellung und Deutung in den Wissenschaften und Künsten* (S. 148-159). Hürtgenwald: Pressler.

Balint, Michael (1972). *Angstlust und Regression*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Benkel, Thorsten (Hrsg.). (2010). *Das Frankfurter Bahnhofsviertel. Devianz im öffentlichen Raum*. Wiesbaden: VS.

Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (1992). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer.

Darwin, Charles (1966). *Der Ausdruck der Gefühle bei Mensch und Tier*. Tübingen: Katzmann.

Eco, Umberto (Hrsg.). (2010). *Die Geschichte der Hässlichkeit*. München: dtv.

- Elb, Norbert (2006). *SM-Sexualität. Selbstorganisation einer sexuellen Subkultur*. Gießen: Psychosozial.
- Freud, Sigmund (1970). Das Unheimliche. In *Studienausgabe, Bd. IV* (S. 241-275). Frankfurt am Main: Fischer.
- Freud, Sigmund (1999). *Briefe an Wilhelm Fließ 1887-1904*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Freud, Sigmund (2007). *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Grenz, Sabine (2007). *(Un)heimliche Lust. Über den Konsum sexueller Dienstleistungen*. Wiesbaden: VS.
- Grenz, Sabine (2010). Geld und die Natürlichkeit der Sexualität. Über die Bedeutungsvielfalt des Geldes in der Prostitution. In Thorsten Benkel & Fehmi Akalin (Hrsg.), *Soziale Dimensionen der Sexualität* (S. 291-317). Gießen: Psychosozial.
- Hitzler, Ronald (1993). Die Wahl der Qual. Ein Einblick in die kleine Lebenswelt des Alkohikens. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 6 (3), S. 228-242.
- Hitzler, Ronald (1994). Devotion und Dominanz. Rituelle Konstruktion in der alkohikens Lebens-Welt. In Norbert Schroer (Hrsg.), *Interpretative Sozialforschung. Auf dem Weg zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie* (S. 151-166). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kontos, Silvia (2009). *Öffnung der Sperrbezirke. Zum Wandel von Theorie und Politik der Prostitution*. Königstein: Helmer.
- Kristeva, Julia (1982). *Powers of Horror. An Essay on Abjection*. New York: Columbia University Press.
- Lévi-Strauss, Claude (1993). *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Merton, Robert K. (1995). *Soziologische Theorie und soziale Struktur*. Berlin: Gruyter.
- Meitzler, Matthias (2010). Die Wahl der Qual. Lustvoller Schmerz als sexuelle Dienstleistung. In Thorsten Benkel (Hrsg.), *Das Frankfurter Bahnhofsviertel. Devianz im öffentlichen Raum* (S. 277-305). Wiesbaden: VS.
- Menninghaus, Winfried (1999). *Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Menninghaus, Winfried (2002). Ekel. Vom negativen Definitionsmodell des Ästhetischen zum ›Ding an sich‹. In Robert Stockhammer (Hrsg.), *Grenzwerte des Ästhetischen* (S. 44-57). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Penning, Lothar (1984). *Kulturgeschichtliche und sozialwissenschaftliche Aspekte des Ekels*. Dissertation (Fachbereich 12: Sozialwissenschaften der Johann-Gutenberg-Universität zu Mainz).

Roche, Charlotte (2008). *Feuchtgebiete*. Köln: Dumont.

Sigusch, Volkmar (2005). *Neosexualitäten*. Frankfurt am Main/New York: Campus.